

5 Vielfalt und Differenzen

»Unsere Häuser sind wie ein großes Quartier, hier wohnen viele verschiedene Menschen, das ist der Unterschied zu den niederen Häusern, wo wenig Leute sind [...], und da ist es natürlich so, dass es von allem mehr gibt.«¹ In dieser Aussage bringt eine langjährige Isengrind-Bewohnerin ein Spezifikum von Nachbarschaften in Wohnhochhäusern zum Ausdruck. Die Wohnbauten unterscheiden sich von anderen Häusern vor allem durch ihre Größendimension. Viele Menschen, unterschiedliche Generationen und Haushaltsformen leben in einem Gebäude auf relativ engem Raum beieinander und dadurch gibt es »von allem mehr«: »Es gibt mehr Leute, mehr Leben, mehr Lärm und auch mehr mögliche Probleme.«² Diese »möglichen Probleme« werden in den Bewohnerinterviews generell als grundmenschliche Phänomene dargelegt, die überall vorkommen können und auch vor ihrer Siedlung nicht haltmachen.³ Die dabei vorgenommene Universalisierung menschlicher Erfahrungen kann auch als Argumentationsstrategie gegen die problematisierenden Außenzuschreibungen von Großwohnbauten verstanden werden.⁴ Es sind nicht die Häuser und Siedlungen als solche, sondern vielmehr das Zusammenkommen einer Vielzahl an Menschen, die als Unterscheidungsmerkmal herangezogen werden. In diesem Zusammenhang wird das Wohnen im Hochhaus immer wieder mit Vielfalt und Dichte assoziiert. Ein Isengrind-Bewohner sagt etwa: »Ich meine, das ist ein Riesenhaus und es hat alle möglichen Leute hier drin und das finde ich auch schön [...] der ganze Reichtum hier.«⁵ Im Gegensatz zu den Wohnumgebungen in der Agglomeration Zürich – die von diesem Bewohner an anderer Stelle als »öd« und

1 Interview III UAII, 01:29:35.

2 Ebd.

3 »Es gibt so viele Leute hier und da gibt es halt alle Sorten [...] Alte, Junge, Familien, Alkoholiker, die gibt es auch, wie überall«, sagt etwa ein anderer Bewohner (Interview V, UAII, 00:25:14).

4 Vgl. Kap. II 2.6.1 und 3.5.2.

5 Interview I UAII, 00:27:36.

»langweilig« bezeichnet wird –, treffen sich in der Hochhaussiedlung auf dichtem Raum ein »Reichtum« an Menschen und Lebensmustern, die über den lokalen Bezug miteinander verbunden sind. Diese lebendigen Verknüpfungen im Wohnalltag, die immer wieder neu gepflegt und initiiert werden, sind, wie etwa der Leiter des GZ ausführt, denn auch das Faszinierende des Orts:

»Die Telli ist für mich ein Sammelsurium von vielen verschiedenen Leuten und damit verbunden mit unglaublich vielen Geschichten, die täglich, wöchentlich, monatlich neu miteinander in irgendwelchen Interaktionen stehen und miteinander verknüpft sind.«⁶

Verschiedentlich wird betont, dass die Hochhausüberbauung von der Größe her zwar eher einem Dorf entspreche, aber das Lebensgefühl – und in der Telli auch die vielen Einrichtungen – stimmten mehr mit städtischen Quartieren überein.⁷ Es haben hier Menschen mit verschiedenen Lebensweisen und Eigenarten Platz. So meint eine junge Bewohnerin: »Es gibt hier viele spezielle Leute und einige sind auch etwas schräg, so richtige Originale, das finde ich super.«⁸

Wie die Heterogenität der Einwohnerschaft und die damit einhergehenden Differenzen thematisiert und diskursiv hergestellt werden und wie sich dies auf nachbarschaftliche Relationen auswirkt, wird im Folgenden genauer erörtert. In der Interviewanalyse lassen sich insbesondere zwei Erzählstränge herausfiltern: einerseits Narrative zu den Dynamiken zwischen alteingesessenen und neu(er) zugezogenen Personengruppen und andererseits zu der Vielzahl an HochhausbewohnerInnen mit einer Migrationsbiografie.

5.1 ALTEINGESESSENE UND NEUZUGEGZOGENE

»Die Nachbarschaft ist für mich eben auch etwas Gewachsenes, also diese Blöcke stehen nicht erst ganz neu da und alle Bewohner sind miteinander gekommen, sondern wir reden mittlerweile von einer Geschichte von knapp vierzig Jahren, und das hat sich so entwickelt.«⁹

In den mittlerweile über 40-jährigen Überbauungen kennen sich BewohnerInnen teilweise schon lange und es gibt über viele Jahre gewachsene Verbundenheiten.

6 Gruppeninterview GZ Telli, 00:33:03.

7 »Es gibt Dörfer, die nur einen Lebensmittelladen haben [...], die drei Bauernhöfe haben, ja, und der Bus fährt einmal in der Stunde« – damit könne die Vielseitigkeit der Telli nicht verglichen werden (Interview IV Telli, 00:50:55).

8 Interview V, Telli, 00:58:22.

9 Gruppeninterview GZ Telli, 01:03:36.

Zugleich sind aber immer wieder neue Personen zugezogen. Die Nachbarschaft und das Zusammenleben in einer Siedlung sind Bewegungen unterworfen, die stark mit dem Kommen und Gehen ihrer Bewohnerschaft zu tun haben. Für diese spielt die Fluktuation von Zu- und Wegzug eine grundlegend wichtige Rolle. Dabei werden in beiden Siedlungen Umzüge innerhalb der Siedlungen thematisiert. Auch von Personen, die nach Wohnstationen außerhalb wieder in die Siedlungen zurückziehen, wird verschiedentlich berichtet.

Wie aus den Hausbiografien hervorgeht, hängen Fluktuationen auch eng mit den baulichen Sanierungen einer Siedlung zusammen. Gerade in Unteraffoltern II, kam es vor und während der Sanierung in den 1990er-Jahren zu vielen Zu- und Wegzügen und die Bewohnerschaftsstruktur hat sich stark verändert. Nichtsdestotrotz gibt es nach wie vor einen nicht unbedeutenden Anteil an langjährigen MieterInnen und auch noch einige Erstbeziehende, die seit 1970 im Isengrind wohnen.¹⁰ In der Telli-Überbauung, in der keine Gesamtsanierung stattfand, ist auch keine so grundlegende Erneuerung von großen Teilen der Bewohnerschaft zu verzeichnen. Hinsichtlich renovierungsbedingter Weg- und Zuzüge können Unterschiede zwischen den Wohnzeilen verzeichnet werden. In den Blöcken, die bislang noch nicht renoviert wurden und/oder die mehrheitlich Eigentumswohnungen beinhalten, ist die Bewohnerschaft konstanter geblieben.

Angesichts der generell weniger systematischen Fluktuation in der Überbauung, ist es nicht weiter verwunderlich, dass in den Interviews mit langjährigen Telli-BewohnerInnen das Selbst-Verständnis als ›Alteingesessene‹ stärker zum Ausdruck gebracht wird, als in Unteraffoltern II. Wie in der Hausbiografie zur Telli dargelegt, wird dabei die Identifikation als ›TellianerIn‹ nicht nur von älteren, langjährigen BewohnerInnen, sondern auch von Jugendlichen oder jüngeren Erwachsenen artikuliert, die hier aufgewachsen sind.¹¹ Der Stolz auf ihren Wohnort, der dem verbreiteten Negativimage entgegengehalten wird, schwingt in der Selbst-Repräsentation mit. Die Aussage »ich bin von der Telli«, wird positiv besetzt und mit einem besonderen »Groove« und einer bestimmten »Art zu sein« verbunden.¹² Als wichtiges Erkennungszeichen und Distinktionsmerkmal gegen außen fungieren dabei sprachliche Finessen oder Slangwörter – wie etwa ein langgezogenes »Säääli« als Gruß –, die insbesondere über soziale Kommunikationsnetze und Chats vermittelt und an Jüngere weitergetragen werden, sich aber auch laufend verändern.¹³

Ältere BewohnerInnen betonen insbesondere die Anzahl der Leute, die sie im Laufe der Jahre kennengelernt haben: »Man kennt eben alle [...], wenn man so 30

10 Gruppeninterview LVZ UAII, 01:25:17, vgl. auch Kap. II 2.4.4

11 Vgl. Gruppeninterview GZ Telli, 00:59:07.

12 Vgl. Interview IV, Telli, 00:11:33.

13 Vgl. Ebd., 00:17:49 sowie Kap. 3.5.3.

Jahre in einem Quartier wohnt, dann hat man automatisch mehr Kontakt mit den Leuten«,¹⁴ sagt etwa ein älteres Ehepaar und führt weiter aus, dass sich die Kontakte dabei über alle vier Wohnzeilen, aber auch über die Siedlungsgrenzen hinaus ins Quartier und die Stadt erstrecken. Wichtige Motoren, die dieses breite Sozialnetz angetrieben haben, seien neben ihren Kindern insbesondere »das Gemeinschaftszentrum, durch das sehr viel entstanden ist, und der Schrebergarten.«¹⁵ Die Kontakte und das Gefühl in einer seit Jahren vertrauten, unkomplizierten und zuvorkommenden Nachbarschaft eingebunden zu sein, macht für sie denn auch die besondere Wohn- und Lebensqualität in der Siedlung aus: »Das Zusammenleben ist immer noch gut, ja, darum möchten wir auch nie mehr weg von da.«¹⁶ Ein wichtiger Grund für diese positive Einschätzung sind für sie die alltäglichen Unterstützungsleistungen, die sie in ihrem Haus seit ihrem Einzug bis heute – gerade auch dank der Konstanz von Nachbarschaftsbeziehungen – pflegen.¹⁷

An anderer Stelle im Interview kommen sie aber auch auf Veränderungen des nachbarschaftlichen Zusammenlebens im Laufe der Jahre zu sprechen. In den 1970er- und 1980er-Jahren hätten sie als damals junge Familie intensivere Nachbarschaftskontakte gelebt.¹⁸ In der Anfangszeit, in der alle – meist junge Familien mit gleichaltrigen Kindern – gleichzeitig eingezogen sind, wurde Gemeinschaftlichkeit und gegenseitige Unterstützung von vielen selbstverständlich gelebt. So erinnert sich die Frau: »Ich bin damals hochschwanger gewesen und die sind alle so hilfsbereit gewesen und meinten gleich, wenn es nicht geht, genügt ein Anruf oder klopft an die Tür.«¹⁹ Diese Hilfsbereitschaft und dieses Entgegenkommen gehört für sie auch heute noch zu der »besonderen Atmosphäre« in der Telli.²⁰ Wichtig seien aber auch die im Jahreslauf stattfindenden geselligen Anlässe und Feierlichkeiten, die bis heute vom Quartierverein im GZ organisiert und mittlerweile mehrheitlich von den älteren BewohnerInnen der Pioniergeneration besucht werden. Der ansonsten konstatierte Rückgang an Gemeinschaftlichkeit bzw. »Zusammensein« wird aber nicht problematisiert, sondern als Prozess im altersbedingten Wandel von Generationen thematisiert:

»Früher waren wir mehr zusammen, ja, aber das ist altersbedingt [...], wir waren noch jung und als die Kinder klein waren, hatten wir mehr Kontakt [...], das ist ein Generationenpro-

14 Interview III, Telli, 00:30:44.

15 Ebd., 00:47:16.

16 Ebd., 00:50:23.

17 Vgl. Ebd., 00:05:19.

18 Vgl. auch Kap. III 2.3.3.

19 Interview III, Telli, 00:31:55.

20 Ebd., 00:39:46.

blem, viele von unserer Generation sind eben weg, die einen sind weggezogen [...] oder einige sind auch gestorben [...], es gibt schon noch viele die geblieben sind, aber eben, sie sind älter und oft auch nicht mehr so fit, und viele haben auch schon einen Partner verloren. Und ich habe einfach bemerkt, dass sich viele Leute im Alter zurückziehen.«²¹

Andere InterviewpartnerInnen legen dieses »Zurückziehen« im Alter auch als Chance dar, nur noch selbst gewählte Kontakte zu leben – und sich so auch von Verpflichtungen zu lösen, die früher wichtig waren.²² Gemeinschaftlich orientierte Gesten im Nachbarschaftskontext hängen stark von der Eigeninitiative und Freiwilligkeit jedes Einzelnen ab und die Entledigung von deren Pflichtcharakter wird geschätzt. Hier lässt sich – mit den Begrifflichkeiten von Marcus Menzl – auch der Übergang von einem »traditionalen« zu einem »post-traditionalen« Nachbarschaftsmuster erkennen, in dessen Zug gegenseitige Unterstützung und Austausch einen zunehmend flexiblen, unverbindlichen, toleranten Charakter annehmen und die Befreiung von sozialen Erwartungen und Zwängen eine wichtige Rolle spielt (vgl. Menzl et al. 2011, 101). In den untersuchten Hochhausüberbauungen zeigt sich, dass Zuordnungen zu Nachbarschaftsmustern wie sie Menzl et al. vornehmen, in Siedlungen, die bereits einige Jahrzehnte bestehen, einer differenzierten Betrachtung bedürfen. Auch wenn langjährige BewohnerInnen in der Anfangszeit relativ traditionale Nachbarschaftsmuster gelebt haben mögen, heißt das nicht, dass sie dies auch heute noch tun. Vielmehr wird deutlich, dass sich die Begegnungsmuster im Laufe des Lebens verändern. Eine nicht zu unterschätzende Rolle scheint hierzu auch der Wandel in der Bewohnerschaftsstruktur einer Siedlung zu spielen. Mit dem Wegzug oder Tod der Erstbewohnenden und dem Zuzug neuer Personengruppen haben sich über die Jahre auch die Nachbarschaften verändert. Dabei sind Diskurse auszumachen, die Zuschreibungen von »Neuzugezogenen« oder »Alteingesessenen« vornehmen – um auf das Begriffspaar von Elias und Scotson (1965) Bezug zu nehmen.²³ Ein Ehepaar, das zu den Erstbeziehenden in der Telli gehört, konstatiert etwa, dass sich die meisten Langjährigen bzw. Alteingesessenen untereinander kennen. Zu Neuzugezogenen oder Personen, die nur für eine relativ kurze Dauer da wohnen, bestehe aber ein teils anonymes Verhältnis:

»Heute Morgen ist einer mit mir im Lift runtergefahren. Ich habe gedacht: ›Das ist irgendein Neuer, der wieder kommt.‹ Ein unmöglicher Mann für meinen Begriff [...]. Wissen Sie, als wir hier eingezogen sind, haben wir uns noch vorgestellt, aber mit der Zeit habe ich gemerkt, dass das nicht mehr unbedingt gemacht wird [...]. Auch hier oben sind Neue eingezogen, die

21 Ebd., 00:24:53.

22 Vgl. etwa Interview I, Telli, 01:30:33.

23 Vgl. genauer Kap. I 1.2.5.

kenne ich auch nicht. Hat mal einer mit mir geredet, aber er hat den Namen nicht gesagt, also man begegnet sich nicht unfreundlich, aber...«²⁴

In dieser Aussage scheint eine Skepsis gegenüber den unbekanntenen neuen Personen, die im selben Haus wohnen durch. Die Einhaltung kommunikativer Konventionen ermöglicht es, diese Fremdheit in Bekanntheit umzuwandeln, wodurch das Gegenüber auch ansprechbar und fassbar wird.²⁵ Wenn Neuzugezogene diese Normen nicht einhalten, wächst seitens der Alteingesessenen schnell eine negative Einschätzung ihnen gegenüber.

Umgekehrt sind auch unter den befragten Personen, die noch nicht so lange in den Siedlungen leben, teils kritische Stimmen gegenüber alteingesessenen BewohnerInnen zu festzustellen. Eine Studentin, die in einer WG lebt, beobachtet etwa, wie ihr Lebensstil auf ältere NachbarInnen teilweise befremdend wirkt. Sie veranschaulicht dies anhand folgender Anekdote:

»Einige Ältere sind mir schon negativ aufgefallen [...], die sind so ein bisschen dem Klischee entsprechend spießig. Und eben als ich da am Wegrand *guerilla-gardening*-mäßig etwas umgetopft habe... Das ist den älteren Herrn überhaupt nichts angegangen, aber er hat das Gefühl gehabt, er müsse Polizist spielen und möglichst zeigen, dass er gesehen hat, was ich mache [...]. Das gibt es öfters, dass sie so ein bisschen wie aufpassen.«²⁶

Die Tendenz von alteingesessenen BewohnerInnen im öffentlichen Raum der Siedlung zum Rechten zu schauen, wird in dieser Aussage als unangenehm empfundene Einmischung dargelegt. Es geht dabei um ein Zusammenprallen unterschiedlicher Legitimationsansprüche, die sich letztlich beide auf ein normatives Bild beziehen, was in den Außenräumen der Siedlung wie zu geschehen habe. Während sich der ältere Mann im Recht sieht, in seinem Wohnumfeld – mit Blicken und ohne Worte – kontrollierend wirken zu dürfen, und sich darum zu kümmern, dass nach seinem Wertesystem nichts Unrechtmäßiges geschieht, sieht sich die jüngere Frau ausgehend von ökologischen und urbanistischen Überlegungen legitimiert dazu, sich den öffentlichen Raum in freiheitlicher Selbstbestimmung aneignen bzw. diesen nach ihrem Geschmack auch verschönern zu dürfen.

Dass der Kontakt mit Alteingesessenen, teilweise nicht einfach sei, beobachtet auch ein jüngerer Bewohner in Unteraffoltern II:

24 Interview I, Telli, 01:06:49.

25 Vgl. auch Kap. III 2.2.2.

26 Interview V, Telli, 00:48:07.

»Was vielleicht noch speziell ist, es hat sehr viele Alteingesessene, die den Neuen gegenüber ziemlich misstrauisch sind. Also das kann auch sein, dass sie mich viel jünger einschätzen, als ich wirklich bin [...]. Das sind eher so Personen sechzig plus, die sehr mürrisch versuchen nicht zu grüßen [...] und die einen ignorieren. Aber man muss auch sagen, es gibt 200 Personen, die hier wohnen, und nur ein paar mürrische Käuze.²⁷

Das Misstrauen von Alteingesessenen, das hier beschrieben wird, manifestiert sich in einer Ablehnung, die über eine »mürrische« Grußverweigerung demonstriert wird. Es handelt sich dabei um kleine Zeichen der Unfreundlichkeit, die sich weniger in Worten, denn in Haltungen kenntlich machen. In der Interviewaussage wird dabei neben dem Spannungsfeld zwischen Alteingesessenen und Neuzugezogenen auch ein generationenbedingtes Konfliktpotential zwischen älteren und jungen BewohnerInnen angesprochen.²⁸ Misstrauen heißt hier auch, die unbekannte neue Person als Eindringling wahrzunehmen, der die vertraute Welt durcheinanderbringen kann, und dem man auch nicht zugesteht, einen Platz in dieser eigenen Welt einzunehmen. Mit der Relativierung, dass es sich nur um »ein paar mürrische Käuze« handelt, werden Alteingesessene, die sich gegenüber Neuzugezogenen so verhalten als schwierige, mühsame, störrische oder intolerante Einzelfälle taxiert. Die Machtdynamik, die sich über ihre demonstrative Ablehnung artikuliert, kann sich, wenn eine solche Zuschreibung von einer Mehrheit der BewohnerInnen geteilt wird, auch umdrehen. Der Alteingesessene, der sich im Recht sieht und andere übermäßig zu rechtweist, kann so selbst stigmatisiert werden.²⁹ In den Abgrenzungen kommen immer auch Positionierungen zum Tragen. Beispielsweise positionieren sich InterviewpartnerInnen, die Alteingesessene als Spießer definieren selbst als weltoffen, hip, urban etc. In den Interviews werden immer wieder solche Differenzierungen hinsichtlich der langjährigen Wohnbevölkerung vorgenommen. So skizziert etwa eine Bewohnerin, die in einem südostasiatischen Land aufgewachsen ist, mittlerweile aber schon viele Jahre in der Schweiz lebt, zwei Typen von Alteingesessenen: Zum einen einige sehr schwierige Persönlichkeiten, die ihr gegenüber eine abweisende und herabsetzende, auch fremdenfeindliche Haltung an den Tag legen. Sie charakterisiert diese als selbstgerechte und »sehr strenge Leute«,³⁰ die aus der Zu-rechtweisung gegenüber anderen, Genugtuung gewinnen, aber oft selbst mit Einsamkeit und/oder psychischen Problemen zu kämpfen hätten.³¹ Zum anderen betont sie: »Aber es gibt so viele liebe alte Schweizer [...], das sind ganz liebe und die er-

27 Interview I, UAII, 00:51:55.

28 Vgl. hierzu ausführlicher Kap. III 3.1.2.

29 Vgl. auch Kap. III 3.1.1.

30 Interview IV, UAII, 00:59:48.

31 Ebd., 00:26:38.

zählen mir auch viel.«³² In einer für sie sehr belastenden Konfliktsituation, die sie mit einer älteren Nachbarin erlebt hat, wurde sie denn auch von einer anderen älteren Nachbarin unterstützt und bestärkt. Eine Familie mit kleinen Kindern betont im Interview, dass Negativerfahrungen mit älteren NachbarInnen eine Ausnahme darstellen und ihnen die meisten sehr wohlwollend begegnen.³³ Auch in den Interviews mit langjährigen, älteren BewohnerInnen gibt es verschiedentlich Stimmen, die kein Verständnis für andere Alteingesessene haben, die sich gegenüber Jüngeren und insbesondere gegenüber Familien mit Kindern nicht tolerant zeigen.³⁴

Wie aus diesen Beispielen hervorgeht, braucht es eine differenzierte Betrachtung der Dynamiken zwischen Alteingesessenen und Neuzugezogenen. Die Beobachtungen zu diesem Verhältnis, die Norbert Elias und John S. Scotson in ihrem soziologischen Klassiker *The established and the outsiders* (1965) erkannt, und somit als Begriffspaar für die Forschung fruchtbar gemacht haben, sind im Kontext der kleinen englischen Gemeinde zu verstehen, in der die Studie durchgeführt wurde, und lassen sich nicht auf die Nachbarschaften in den untersuchten Großüberbauungen übertragen. Spannungsgeladene Dynamiken werden zwar durchaus thematisiert. Wie aus den Interviews hervorgeht, handelt es sich aber nicht um eine kollektiv verfestigte Konfliktlinie. Der Grund hierzu liegt auch darin, dass die ›Alteingesessenen‹ keine homogene Gruppe bilden – und wohl nie eine waren. Viele der heutigen ›Alteingesessenen‹ sind zwar Schweizer SeniorInnen, die in den 1970er-Jahren – oft als damals junge Familien – in die Siedlungen eingezogen sind. Unter ihnen gibt es aber auch Menschen mit ganz unterschiedlichen Lebensentwürfen. Es kommt auf die Haltungen Einzelner sowie auf individuell unterschiedlich erlebte Interaktionen an. Bei den Abgrenzungsmechanismen von ›Alteingesessenen‹ handelt es sich demnach nicht – wie bei Elias und Scotson beschrieben – um die Verteidigung der sozialen Kohäsion ihrer Gruppe, sondern eher um die Verteidigung ihrer eigenen, vertrauten Welt.

5.2 POSTMIGRANTISCHE NACHBARSCHAFTEN

Großwohnbauten der 1960er- und 1970er-Jahre werden mit Bezug auf ihre Wohnbevölkerung in der Alltagssprache oft als ›Ausländer-Siedlungen‹ bezeichnet. Auch in den Bewohnerinterviews gibt es immer wieder Aussagen zu den »vielen Ausländern« in den Überbauungen. Eine Bewohnerin, die seit 15 Jahren in der Siedlung

32 Ebd., 00:45:00.

33 »Es gibt sehr viele offene Leute hier und einige sind sogar ein bisschen Ersatzgroßeltern für unsere Kinder, das ist sehr schön« (Interview II, Telli, 00:37:22).

34 Vgl. hierzu ausführlicher Kap. III 3.1.1.

Unteraffoltern II lebt, meint beispielsweise: »Es gibt schon noch Deutschsprechende auf diesem Gang, aber seit ich hier wohne, werden es immer weniger, ja, so dass wir eigentlich nun die Ausländer sind.«³⁵

Ein Blick in die Bewohnerstatistik zeigt, dass die subjektive Wahrnehmung deutlich von den statistischen Angaben divergiert. So liegt der Ausländeranteil gemäß den sozio-demografischen Zahlen in Unteraffoltern II heute bei 35% und in der Telli-Überbauung bei 28%.³⁶ Diese Zahlen liegen zwar über dem städtischen Durchschnitt von 32% in der Stadt Zürich und 20% in Aarau (BfS 2015), sie entsprechen aber nicht den subjektiven Einschätzungen, dass Schweizer Staatsangehörige nur noch eine Minderheit in den Überbauungen ausmachen würden. Ein Grund für diese Kluft mag teilweise darin liegen, dass die eingebürgerten Schweizer Staatsangehörigen in den Statistiken nicht auftauchen. Von Unteraffoltern II liegen – im Unterschied zur Telli – Zahlen zu der jährlichen Anzahl an Einbürgerungen unter der Wohnbevölkerung vor. Sie lassen darauf schließen, dass der Anteil an Personen mit einer Migrationsbiografie um das Doppelte höher als der Ausländeranteil von 35% liegen dürfte.³⁷ Die Einbürgerungen sind zugleich ein Hinweis auf eine lange Wohndauer in der Schweiz, was sich auch in der Bevölkerungsstatistik der Telli erkennen lässt.³⁸

Der Begriff Ausländer erfolgt im öffentlichen und häufig auch im sozialwissenschaftlichen Diskurs problemorientiert und geht oft mit pauschalisierend negativen Zuschreibungen einher. Um die Komplexität der Migrationserfahrungen, die damit einhergehenden Inklusions- und Exklusionsprozesse sowie die sich verändernden, hybriden Zugehörigkeiten von Menschen anzuerkennen, bedarf es einer differenzierten Betrachtungsweise (vgl. hierzu auch Caglar 1997, 169ff; Hall 1996, 4f; Bhabha 1994, 159ff). Der Begriff des Postmigrantischen wie er in der jüngeren Migrationsforschung verwendet wird, verweist nicht einfach auf individuelle Erfahrungen nach der Phase der Migration, sondern auch auf gesamtgesellschaftliche Aushandlungsprozesse. Dies bedingt auch eine (An-)Erkennung der vielseitigen Migrationsrealitäten in der Gesellschaft (vgl. Foroutan 2015, Yildiz/Hill 2015). Mit Bezug auf die untersuchten Hochhausüberbauungen zeigt sich diesbezüglich etwa,

35 Interview II, UAH, 01:11:39.

36 Vgl. Kap. II 2.4.4 und 3.3.1.

37 Da unbekannt ist, wie viele der Eingebürgerten wieder weggezogen sind, können keine genauen Angaben hierzu gemacht werden. Es kann davon ausgegangen werden, dass der Anteil an AusländerInnen und eingebürgerten SchweizerInnen zwischen 50% und höchstens 80% der heutigen Isengrind-BewohnerInnen liegt (vgl. Kap. II 2.4.4.)

38 Verfügen doch vier Fünftel aller ausländischen Telli-BewohnerInnen über eine Niederlassungsbewilligung, die in der Regel einen 10-jährigen Aufenthalt in der Schweiz voraussetzt (vgl. Kap. II 3.3.1).

dass binationale Paare, junge Erwachsene der zweiten Einwanderergeneration und BewohnerInnen mit multilokalen Lebensformen die postmigrantischen Nachbarschaften maßgeblich mitgestalten.

5.2.1 Binationale Familien, ›Secondos/as‹ und multilokale Lebensformen

Es gibt keine statistischen Daten zu der Anzahl binationaler Paare und Familien in den untersuchten Siedlungen. Ein Blick auf die gesamtschweizerischen Zahlen verdeutlicht, dass es sich dabei um eine nicht unerhebliche Größe handelt.³⁹ So wird in den Interviews denn auch verschiedentlich erwähnt, dass es in den Überbauungen viele familiäre Verbindungen gebe, bei denen die PartnerInnen unterschiedliche Nationalitäten haben. Die Präsenz vieler binationaler Paare veranschaulicht, dass die Vorstellung von ›Ausländern‹ als geschlossenen Gruppen nicht zutreffend ist und die Kontakte von Menschen aus unterschiedlichen Herkunftsländern bis in die familiären Strukturen hinein gemischt sind. Aus den Interviews und Gesprächen mit binationalen Paaren geht hervor, dass diese in der Nachbarschaft oft eine Vermittlungsfunktion im Umgang mit kulturellen Differenzen – bzw. mit Imaginationen von ›anderen Kulturen‹ – einnehmen. Sind sie es doch oft, die in ihrem direkten Umfeld Leute unterschiedlicher Herkunft miteinander verbinden und so im Kleinen Verständnis fördern (vgl. auch Gutekunst 2013, 16f; Rodriguez-Garcia 2008, 245ff).

Eine differenzierte Betrachtung ist auch bezüglich der Jugendlichen und jungen Erwachsenen der zweiten Einwanderergeneration, den sogenannten ›Secondos‹ erforderlich. Diese werden oft pauschalisierend als ›Ausländer‹ bezeichnet, obwohl sie in der Schweiz die Schule und Ausbildung absolviert haben, perfekt Schweizerdeutsch sprechen – und häufig auch über den Schweizer Pass verfügen. Dies werde im Alltag von außen oft nicht anerkannt, wie ein junger Mann der Zweitgeneration, der in der Schweiz eingebürgert ist, ausführt:

»Hier sind wir Ausländer und dort sind wir auch Ausländer, dort sind wir Schweizer, ja [...]. Das ist, glaube ich, allgemein so in der Generation, die hier aufwächst [...], man wird hier nicht als Schweizer angesehen, auch wenn das jetzt nicht rassistisch ist. Aber man weiß, du

39 Laut »Statistik der natürlichen Bevölkerungsbewegung« wurden 2013 36.1% aller Ehen in der Schweiz zwischen einer Person schweizerischer und einer Person ausländischer Staatsangehörigkeit geschlossen. Im Kanton Zürich belief sich diese Zahl auf 40%, im Kanton Aargau auf 34% (BfS, 2014). Bezüglich der bestehenden Ehen lebte im Jahr 2011 beinahe jede zehnte verheiratete Person (9.4%) in der Schweiz in einer gemischtnationalen Ehe (BfS, 2011a).

bist kein Schweizer. Und wenn man unten [im Herkunftsland der Eltern] ist, ist man aber der Schweizer [...], also wir sind überall Ausländer.«⁴⁰

Diese Einschätzung als ›Secondo‹ »überall als Ausländer« zu gelten, wird von den anderen, die ebenfalls über eine Doppelbürgerschaft verfügen, bestätigt. Auch wenn dies von den Jugendlichen nicht als »Rassismus« empfunden wird, sind doch mit der Zuschreibung als ›Ausländer‹ Ausgrenzungsmechanismen von Seiten der Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft im Gang, die den Jungen der zweiten Generation informell nicht zugestehen, voll und ganz dazu zu gehören. In ihrem Narrativ gehen sie verschiedentlich auf erlebte oder beobachtete soziale Ungleichheiten ein. Die Erfahrung – gerade über die Zuschreibung mehrfacher Zugehörigkeiten – nirgendwo ganz Teil zu sein, wird nicht nur mit Bezug auf die mangelnde Akzeptanz erzählt, sondern auch damit, immer dazwischen zu stehen (vgl. hierzu auch Anthias 2003, 20ff; Alba 2005, 20f). Dies manifestiert sich auch im Sprachgebrauch. Wie in verschiedenen Interviews erwähnt, wendet die zweite Generation eine Art Mischsprache an.⁴¹ Das Wechseln-Können von einer Sprache zur anderen, das vielseitige linguistische Kenntnisse voraussetzt, kann mit Bezug auf die Nachbarschaften auch als Ressource betrachtet werden. Ermöglicht dies doch, sich in verschiedenen Sprachwelten zu bewegen und erleichtert so auch das Verständnis gegenüber Fremdsprachigen im eigenen Wohnumfeld.

Migration ist ein komplexes System, aus dem vielseitige transnationale bzw. translokale Netzwerke hervorgehen. Diese werden durch multilokale Lebensformen gestärkt, die heute zunehmend verbreitet sind (vgl. etwa Hilti 2013; Weichhart 2010). Wie in den Interviews mit BewohnerInnen deutlich wird, macht sich Multilokalität heute im lokalen Kontext der Nachbarschaften durchaus bemerkbar. Erzählt wird etwa von Veränderungen in den Mobilitätsmustern im Zusammenhang mit günstiger werdenden Flugpreisen. So erzählt ein Isengrind-Bewohner, dass sich mit den Billigflügen auch die Häufigkeiten, Rhythmen und Gewohnheiten seiner Besuche ins Herkunftsland verändert haben. Vieles sei heute – je nach Lebensphase und Arbeitssituation – flexibler und freier organisierbar:

40 Interview V, Telli, 00:58:04.

41 »Mit meinen Verwandten, die auch hier aufgewachsen sind, rede ich so Mischmasch. Also ich bilde einen Satz mit drei deutschen Wörtern und zwei mazedonischen Wörtern, und meine Mutter sagt immer ›oh mein Gott!‹ [...], aber wir hören es gar nicht mehr, weil zu Hause mit den Eltern redet man mazedonisch, dann geht man raus, mit den Kollegen Schweizerdeutsch und irgendwann entwickelt sich eine Sprache, die einfach gemischt ist und mit meinem Mann rede ich jetzt auch alles gemischt« (Interview VI, Telli, 00:34:43).

»Die heutige Zeit ist verrückt, überhaupt nicht mehr teuer. Wir waren im Winter jetzt zwei Wochen in der Türkei. Also nicht wie früher nur ein Mal im Sommer. Und die meisten anderen, machen das jetzt auch so [...]. Also die meisten gehen heute vier, fünf Mal im Jahr für ein, zwei Wochen schnell runter [...], weil die Flüge sind auch nicht mehr so teuer wie früher. [...]. Ich könnte mir in Zukunft vorstellen, wenn ich nicht mehr arbeiten muss, manchmal auch etwas länger zu bleiben, gerade wenn es warm ist [...], weil mir fehlt hier nur Sonne und Meer, nur das fehlt. Und sonst bin ich zufrieden hier und bin auch gerne hier [...], aber dort bin auch gerne, es ist ein schönes Dorf und wir haben auch ein Haus dort.«⁴²

Der Verweis im Herkunftsdorf ein Haus zu besitzen, das sie und andere Familienangehörige mehrmals jährlich für einige Wochen als Ferienort bewohnen, taucht auch in anderen Interviews auf. Als MieterInnen einfacher Hochhauswohnungen in der Schweiz sind sie in ihren Herkunftsländern zugleich Haus- oder WohnungseigentümerInnen. Mit diesem Besitz gehen auch Verpflichtungen einher, die es erforderlich machen, regelmäßig hinzufahren. Die Häuser oder Wohnungen werden, wie im Zitat oben, als Option betrachtet, im Pensionsalter auch längere Aufenthalte dort verbringen zu können. Die Zukunftsvorstellung vieler MigrantInnen richtet sich heute weniger auf eine Rückwanderung ins Heimatland, als vielmehr auf eine geschickte Organisation einer multilokalen Lebensweise, mittels der sich die Vorteile beider Länder – bspw. den Lebensstandard und die langjährigen Kontakte hier und das gute Klima und Essen dort – verbinden lassen (vgl. Pries 1997). Wie aus Gesprächen mit zwei älteren InterviewpartnerInnen hervorgeht, die einen solchen Lebenswandel pflegen und als RentnerInnen pro Jahr während mehrerer Wochen oder gar Monaten in ihren Wohnungen im Heimatland verweilen, muss dies nicht zwingend zu einem Rückzug nachbarschaftlicher Kontakte in der Schweiz führen. Im Gegenteil: Beide Parteien engagieren sich sehr aktiv in den Siedlungs- bzw. Quartiersvereinen und betonen, dass es ihnen wichtig sei, sich für gesellige Anlässe und Aktivitäten sowie für gute Nachbarschaftskontakte einzusetzen.⁴³ Diese werden auch als Ergänzung zu den Erfahrungen, die sie am Zweitwohnsitz machen können, dargelegt: »Ich war soeben zwei Monate in Italien, und das war schön, weil ich habe mein Haus dort, aber was mir fehlt, ist der Kontakt mit Menschen, den ich hier habe.«⁴⁴

Wie bereits Menzl et al. in ihren Forschungsergebnissen zu Nachbarschaftsmustern in multilokalen Haushalten thematisiert haben, können »aktive Nachbarschaftsbeziehungen auch bei sehr ausgeprägter Multilokalität entstehen« (Menzl et al. 2011, 64), gerade wenn BewohnerInnen sich mit ihrem Wohnort emotional und

42 Interview V, UAII, 00:42:15.

43 Vgl. Interview III, UAII sowie Interview III, Telli.

44 Interview III, UAII, 00:44:05.

sozial verbunden fühlen. Eine multilokale Lebensweise kann die Nachbarschaftskontakte aber auch ganz direkt beeinflussen. Die längere Abwesenheit einer Person wird im Wohnumfeld meist wahrgenommen, gehört es doch auch zum Wissen über NachbarInnen, ob diese oft weg sind oder nicht. Teils unterstützen zurückbleibende NachbarInnen multilokal lebende Personen mit kleinen Hilfsdiensten – wie etwa beim Postholen, Blumengießen oder Wohnung lüften, wie etwa aus folgender Aussage hervorgeht:

»Diese Frau nebenan ist fast nie hier im Sommer. Sie ist jetzt drei Monate hier, vier Monate in Bosnien, dann kommt sie wieder zurück und so [...], aber ich schaue zu ihrer Wohnung, gehe die Post holen oder so, das habe ich schon für einige gemacht.«⁴⁵

In der multilokalen Situation des Hier und Dort sind solche unterstützenden, konstanten und zuverlässigen Personen in der Nachbarschaft wichtig, die sich darum kümmern, dass während der Absenz alles in Ordnung ist und bleibt.

5.2.2 Etablierte und neuere Einwanderergenerationen

Die Wohnbevölkerung – und insbesondere auch die Zusammensetzung der BewohnerInnen aus anderen Herkunftsländern – hat sich seit dem Erstbezug der Siedlungen verändert. Der Zuzug neuer Herkunftsgruppen spiegelt dabei gewissermaßen auch die Schweizer Einwanderungsgeschichte der letzten 40 bis 50 Jahre wieder. Dabei können – zusammenhängend mit der Schweizer Migrationspolitik und weltpolitischen Krisensituationen – verschiedene Einwanderungswellen nachgezeichnet werden (vgl. hierzu ausführlicher Piguët 2006; Fischer/Straubhaar 1996; Wanner 2004). In den 1960er- und 1970er-Jahren kamen die meisten BewohnerInnen mit ausländischem Pass aus benachbarten europäischen Ländern. Zunehmend zogen ab Mitte der 1990er-Jahre Menschen aus der Türkei und Sri Lanka sowie aus weiteren außereuropäischen Kriegs- oder Krisengebieten in die Siedlungen. Die Wohnbevölkerung differenzierte sich dadurch stark aus. Heute wohnen in der Telli Menschen aus 49 verschiedenen Herkunftsländern, in Unteraffoltern II sind es über 30.⁴⁶

Mit dieser Pluralisierung gingen auch Spannungen einher. Die erste Generation ImmigrantInnen sind heute etabliert und pflegen mit anderen langjährigen BewohnerInnen Nachbarschaftskontakte, bei denen ihre Herkunft kaum noch eine Rolle spielt. Eine italienische Bewohnerin aus dem Isengrind erklärt sich dies gerade auch

45 Ebd., 01:00:05.

46 Vgl. ausführlicher Kap. II. 2.4.4 und 3.3.1. Der Siedlungsspiegel von Unteraffoltern differenziert nicht alle Herkunftsländer, sondern einfach die ›größeren‹ Einwanderungsländer und -regionen aus.

mit den ähnlichen kulturellen Interessen. Mit den neuen Einwanderergenerationen tauchten jedoch neue Differenzen auf, welche die Durchführung nachbarschaftlicher Aktivitäten zunehmend erschwerten:

»Am Anfang waren es vor allem italienische, spanische, portugiesische Leute, das waren die Ausländer von früher. Und die haben fast die gleiche Kultur und das hat eben funktioniert mit den Schweizern, da gab es in der Siedlung viel mehr Gruppen, die sich zum Beispiel zum Jassspielen oder Kegeln oder Bräteln [Grillen] getroffen haben [...], aber nachher sind andere Leute, andere Kulturen gekommen, zuerst die Jugoslawen.. und das war schwierig und dann auch von der Türkei und so, und das ist eine ganz andere Kultur und da ist es immer schwieriger geworden.«⁴⁷

Mit den Wellen von Neuzuziehenden in den Siedlungen tauchten Differenzen auf, die in diesem Interviewzitat insbesondere in Zusammenhang mit kultureller Diversität erzählt wird.⁴⁸ Im Laufe der 1990er-Jahre wurden die Großüberbauungen, bedingt durch den zunehmenden Sanierungsbedarf der Bausubstanz sowie das sich zuspitzende Negativeimage, mehr und mehr zum Auffangbecken benachteiligter Gruppen auf dem Wohnungsmarkt, insbesondere von Flüchtlingen aus dem ehemaligen Jugoslawien. Im folgenden Dialog spricht ein Ehepaar, das seit vielen Jahren in der Telli wohnt, unterschiedliche Dimensionen der damaligen Problemwahrnehmung gegenüber den Neuzuziehenden an. Während die eine Person den Bruch von Normen im nachbarschaftlichen Zusammenleben hervorhebt, äußert die andere Verständnis für die schwierige Situation der Betroffenen:

»B1: Vor 20 Jahren haben wir etwas mehr Probleme gehabt. Als die Jugos frisch hierher gekommen sind.

B2: Du musst unterscheiden und schauen, woher sie kommen, du kannst nicht einfach Jugo sagen, das ist vorbei. Ja, damals hat es mehr Probleme gegeben [...], aber das hat sich jetzt auch gelegt.

B1: Die haben eine Sauerei gemacht da und Sachen kaputt gemacht. Aber das ist jetzt kein Problem mehr.

B2: Du, sie haben sich alle akklimatisieren müssen. Und man darf nicht vergessen, die sind teilweise aus Kriegsregionen gekommen, die ganz schlimm gewesen sind [...]. Wir sind eigentlich über unsere Kinder in Kontakt gekommen. Und wir haben auch teilweise das Schicksal von ihnen erfahren. Sie haben es sauschwer gehabt. Und die meisten Kinder dort haben

47 Interview III, UAII, 01:52:09.

48 Vgl. ausführlicher Kap. III 5.3.

einfach rebelliert. Das ist ein klares Zeichen, wenn sie Sprayereien oder so Zeug machen. Aber das hat sich jetzt alles beruhigt.«⁴⁹

In der Darlegung der beiden Befragten haben sich die Probleme längst gelegt und sie haben heute sehr gute Kontakte zu NachbarInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien.⁵⁰ Menschen aus Bosnien, Kroatien, Serbien, Mazedonien, Albanien oder dem Kosovo, wovon viele bereits seit 15 oder gar 20 Jahren in den Überbauungen wohnen, gehören mittlerweile zu den etablierten Zugewanderten. Ein Indikator dafür ist der Anteil an WohnungseigentümerInnen in der Telli.⁵¹

5.3 DIVERSITÄT UND HYBRIDE IDENTITÄTEN

»Im Sommer ist hier viel los, da musst du nicht weit reisen, kannst auch auf den Balkon gehen, um andere Sprachen zu hören.«⁵² Das akustische Wahrnehmen verschiedener Sprachen im privaten Außenraum erinnert daran, dass neben-, oben- oder untenan Menschen aus unterschiedlichen Gegenden dieser Welt leben. Diese Diversität nimmt in den Erzählungen der befragten BewohnerInnen oft viel Raum ein. Auffallend ist in diesen Narrativen, dass Diversität im lokalen Wohnumfeld kulturell konnotiert wird, wobei implizit auf ein essentialistisches Verständnis von Kultur – im Sinne der Imagination eines ›natürlichen‹, geschlossenen und von anderen unterscheidbaren homogenen Ganzen – zurückgegriffen wird. Diese Vorstellung von unterschiedlichen bzw. anderen Kulturen wird meist mit nationalen bzw. ethnischen Zugehörigkeiten gleichgesetzt. Wie die Sozialanthropologin Ayse S. Caglar feststellt, entspricht eine solche Lesart geltenden populären und öffentlichen Diskursen in Europa (Caglar 1997, 175). Die Narrative zur lokalen kulturellen Diversität, die im Folgenden genauer beleuchtet werden sollen, gehen mit ganz unterschiedlichen Wertungen einher. Während einige Argumentationen insbesondere die Vorteile einer ›multikulturellen‹ Nachbarschaft hervorheben, äußern andere eher ihr Befremden gegenüber dieser Pluralität. Beiden Diskursen ist es gemein, dass sie Differenzen zwischen verschiedenen Gruppierungen in der Wohnbevölkerung zum Thema machen und diese somit auch mitkonstruieren.

49 Interview III, Telli, 00:28:59.

50 Ebd., 00:43:02.

51 Insgesamt wird mehr als jede fünfte Eigentumswohnung (21.8%) in der Telli von einer Person oder einem Paar mit ausländischer oder binationaler Nationalität, und um die 8% von Menschen aus Bosnien, dem Kosovo, Mazedonien oder Serbien bewohnt, vgl. Kap. II 3.3.1.

52 Interview IV, UAII, 00:50:24.

5.3.1 ›Multikulti‹ als Bereicherung

»Mir gefällt, dass wir hier so viele verschiedene Nationen sind. Denn das ist auch einfach eine Tatsache in Zürich, man kann sich hier nicht abkapseln«,⁵³ sagt eine ältere Bewohnerin in Unteraffoltern II. Sie skizziert Diversität als integraler Bestandteil der urbanen Schweiz, die auch eine Offenheit seitens der Mehrheitsgesellschaft erfordert. Nachbarn aus der ganzen Welt zu haben, ist kein Alleinstellungsmerkmal einer Großüberbauung, sondern eine weit verbreitete gesellschaftliche Realität. Mit der Anerkennung der Internationalität der Bewohnerschaft geht in diesem Diskurs oft auch eine positive Rezeption der kulturellen Vielfalt einher. So führt eine Mutter in der Telli aus:

»Was ich auch sehr schön finde da, sind die unterschiedlichen Kulturen. Früher als unsere Tochter noch kleiner gewesen ist und ich noch mehr auf den Spielplätzen gewesen bin, habe ich manchmal sudanesishe Spezialitäten auf dem Spielplatz serviert bekommen. Also ich musste nicht irgend in ein Restaurant und ich musste keine Weltreise machen, um etwas von anderen Kulturen mitzubekommen. Das finde ich speziell, das gehört auch in die Telli.«⁵⁴

Die »anderen Kulturen«, erfahrbar über alltägliche Begegnungen und Gastfreundschaft, werden in dieser Aussage rundum positiv bewertet, aber auch verkürzt mit kulinarischen Spezialitäten gleichgesetzt. ›Multikulti‹ – verstanden als das Nebeneinander verschiedener Kulturen – erscheint als Bereicherung, wird aber zugleich auch auf stereotype Merkmale reduziert. Der Diskurs bezieht sich letztlich auf naive folkloristische oder touristische Vorstellungsbilder dieser ›Anderen‹, die gerade in der Konsumtion oder Anschauung davon geschaffen werden. Zur Veranschaulichung dieser Überlegung eine weitere Aussage aus einem Interview mit BewohnerInnen einer WG:

»Ich finde es jeweils total spannend, wenn ich alle möglichen Arten von Gesichtern und Hautfarben sehe. Wie zum Beispiel heute morgen haben da Kinder gespielt und ich habe das Gefühl gehabt, das müssten Mongolen sein [...] und das finde ich einfach schön zu sehen. Aber ich habe jetzt nie selber Multikultisachen mitgemacht oder so.«⁵⁵

Diversität wird rein über das Sehen – hier unterschiedlicher Phänotypen – wahrgenommen und positiv konnotiert. Der unmittelbare Austausch wird nicht gesucht, für die Einschätzung genügt allein das Wissen, in einem ›multikulturellen‹ Umfeld zu

53 Interview II, UAI, 00:35:00.

54 Interview II, Telli, 00:06:07.

55 Interview V, Telli, 00:46:28.

wohnen: »Also wenn ich sehe, dass Perserteppiche draußen zum Trocknen hängen, bin ich einfach mega begeistert das zu sehen.«⁵⁶ Mit den trocknenden Teppichen weht dem jungen Bewohner auch etwas Luft aus der großen, weiten Welt zu, die plötzlich nicht mehr nur auf Reisen erfahrbar ist, sondern direkt vor der eigenen Wohnungstüre liegt. Der oder die ›Andere‹ wird mit solchen Bildern auch bis zu einem gewissen Grad romantisiert oder verklärt. Und es werden somit – wohl ungewollt – auch Differenzen geschaffen, in denen sich die Betroffenen möglicherweise nicht wiedererkennen oder die für sie keine oder kaum eine Rolle spielen mögen. Zugleich schwingt aber in der passiven Wertschätzung, die zu keiner direkten Kontaktaufnahme führt, auch eine tolerante Grundhaltung mit, die die ›Anderen‹ in Ruhe leben lässt. Ermöglicht doch eine solche Haltung ein wohlwollendes Nebeneinander, ohne dem Gegenüber zu nahe zu treten. Und dies ist für die Ausgestaltung ›guter‹ Nachbarschaftskontakte nicht zu unterschätzen.⁵⁷

5.3.2 Befremden und Distanzierung

Neben dieser positiven Bestimmung des ›Anderen‹, sind verschiedentlich auch Stimmen zu vernehmen, die deutlichere Distanzierungen vornehmen. So ein älteres Schweizer Ehepaar, das zu den Erstbeziehenden der Telli gehört:

»Es hat schon einige... so Araber oder irgendwas mit Kopftuch, gestern Mittag haben wir gesehen wie sie da unten auf der Wiese schön gepicknickt haben, das ist lustig, da sehen wir sie mit den langen Röcken und mit dem Kopftuch und wie sie mit den Kindern Federball spielen und so. Ja, aber eben diese Leute kennen wir nicht.«⁵⁸

Die Nicht-Kennntnis ›dieser Leute‹, die hier angesprochen wird, verweist auch auf eine Grenze, die nicht unbedingt zu überwinden gesucht wird (vgl. auch Dahinden 2014, 49ff). Das ›Anders-Sein‹ der Frauengruppe – hier über rein äußerliche und zugleich auch symbolisch aufgeladene Attribute wie dem ›Kopftuch‹ und ›langen Röcken‹ dargelegt – wird aus der Distanz beobachtet, es gibt keine Berührungsbereiche aber auch keine Reibungsflächen zu ihnen. Die Nicht-Kennntnis wird dabei nicht problematisiert, sondern einfach als Tatsache dargelegt. In der Nachbarschaft besser kennen, würden sie vor allem andere langjährige BewohnerInnen, mit denen sie auch gewisse Gemeinsamkeiten teilen. So fügen sie an: »Das ist schon früher so gewesen, also als Flüchtlinge gekommen sind. Die bleiben unter sich. Also es ist ganz schwierig mit solchen Leuten zusammenzukommen, wenn man nicht einen

56 Ebd., 00:49:50.

57 Vgl. Kap. III 2.1.

58 Interview I, Telli, 01:08:27.

gemeinsamen Punkt hat.«⁵⁹ Ähnlichkeiten fördern Nachbarschaftskontakte, umgekehrt trägt die Wahrnehmung oder Setzung von Differenzen zu Distanzierungen bei. Der Fokus auf die Unterschiede und die Distanz zum ›Fremden‹ nebenan ist auch unter anderen befragten Schweizer BewohnerInnen verbreitet. So meint etwa eine Frau, die seit vielen Jahren im Isengrind wohnt:

»Es ist ein großer Schritt, da gibt's halt schon Unterschiede, einfach auch von den Nationen und von den Sprachen [...] und einfach schon nur von der anderen Mentalität her. Ja, das wäre für mich schon ein Schritt jetzt da so Kontakt aufzunehmen, und... auch vom Glauben her denke ich, also Moslems und ja, ich als Frau, ich weiß nicht so ganz.«⁶⁰

Distanzierte Nachbarschaftsverhältnisse werden in dieser Aussage mit der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Herkunftsländern, Sprachen, Mentalitäten, Religionen sowie Geschlechtern erklärt. Der Schritt auf NachbarInnen zuzugehen, Kontakt aufzunehmen ist dadurch anstrengender und komplizierter – und wird vermieden. Nicht dieselbe Sprache zu sprechen und sich möglicherweise auf andere Wert- und Referenzsysteme zu beziehen, erschwert die Nähe unter NachbarInnen. Deutlich wird in dieser Aussage aber auch eine Ungewissheit. Durch den Fokus auf kulturelle Differenzen scheinen zwar Vorbehalte gegenüber den Fremden nebenan hervor, auf was sich diese Unterschiede aber genau beziehen, bleibt vage. Angesprochen wird vielmehr ein diffuses Gefühl des Befremdens, das nicht genau benannt werden kann. Dies wird gerade bei dem Verweis auf muslimische NachbarInnen deutlich, die in dem Zusammenhang auch in anderen Interviews immer wieder thematisiert werden.⁶¹ Gerade muslimische Frauen mit Kopftuch scheinen heute als Inbegriff des ›Anderen‹ oder ›sichtbar Fremden‹ zu fungieren. Die Migration von Menschen aus islamischen Ländern in die Schweiz hat in den letzten 20 Jahren stark zugenommen. Zugleich werden im öffentlichen Diskurs oft stereotype und vereinfachende Bilder zum Islam verbreitet, die praktizierende Muslime – mehr oder weniger subtil – diskreditieren.⁶² Im Wohnumfeld sind es oft die Frauen, die diese Exklusion besonders zu spüren bekommen. So beobachtet ein jüngerer Bewohner aus dem Isengrind:

59 Ebd. 01:08:51.

60 Interview II, UAII, 01:13:31.

61 In der Telli sind beinahe 20% der Wohnbevölkerung Muslime (Einwohnerregister Aarau, 2014), in Unteraffoltern II liegen keine Daten zur Religionszugehörigkeit vor.

62 Besonders augenscheinlich wurde dies im Vorfeld der Initiative ›Gegen den Bau von Minaretten‹, die im November 2009 von 57.5% der Schweizer Stimmbevölkerung angenommen worden ist (vgl. Tanner et al. 2009).

»Es hat viele, die sehr auf Distanz sind [...] wegen ihres Migrationshintergrunds oder ihrer Religion [...]. Es gibt muslimische Frauen, die wie versuchen einen nicht zu sehen. Wenn man in sie reinläuft, dann grüßen sie und sonst sehen sie gerne weg, dass sie nicht grüßen müssen. Und ich denke, das hängt halt mit ihrem religiösen Hintergrund zusammen, dass man einfach Männer nicht grüßen soll.«⁶³

Die Demonstration von Respekt über das Grüßen kollidiert, so die Argumentation des Interviewpartners, mit einem kulturell anderen Verständnis von Respekt gegenüber andersgeschlechtlichen Personen. Es gibt in den Siedlungen wie in den Interviews verschiedentlich thematisiert, Migrantinnen, die nicht erwerbstätig sind und sehr zurückgezogen in ihren Wohnungen leben. Der Rückzug in die eigenen vier Wände wird bei diesem Thema – jenseits von nachbarschaftlichen Verhaltensmechanismen – zu einer gesellschaftlichen Integrationsfrage. So gibt es in beiden untersuchten Siedlungen Angebote der Sozial- oder Quartierarbeit, die sich explizit an diese Zielgruppe richten und die letztlich immer auch beabsichtigen, die Abgrenzungen zu reduzieren und Begegnungen zu fördern.⁶⁴

5.3.3 Die Produktion von Differenzen

Ob kulturelle Diversität nun als Bereicherung dargelegt oder mit Befremden thematisiert wird, beide Diskurse ähneln sich darin, dass sie auf Differenzen fokussieren. Diese beziehen sich meist auf die Herkunft bzw. Nationalität einer Person und werden oft vereinfacht auf das vermeintliche Gegensatzpaar ›Schweizer – Ausländer‹ reduziert. Dabei werden insbesondere äußerlich sichtbare Unterscheidungsmerkmale wie Phänotypen (vor allem die Hautfarbe) oder Bekleidungen (vor allem das Kopftuch als religiöses Symbol) hervorgehoben. Sobald es aber um inhaltliche Vertiefungen geht, was denn diese Unterschiede genau ausmachen, bleiben die Ausführungen vage und unbestimmt. Im Alltag machen sich Differenzen vielmehr mit Bezug auf konkrete (Wohn-)Vorstellungen oder -Praktiken bemerkbar, die neben der Herkunft von sozialen Dimensionen wie Lebensphase und -stil, Geschlecht, Bildung und Erwerbs- sowie Einkommenssituation einer Person beeinflusst werden. Diese Differenzierungen sind komplex und oft schwierig zu benennen, so dass die Beschreibungen in den Interviews, was NachbarInnen zu ›Anderen‹ macht, sich meist auf kulturelle Zugehörigkeiten einer Person beziehen. Es sind dabei einzelne wahrnehmbare Aspekte, die herausgegriffen und in reduzierter oder auch stereotyper Weise als ›andere Kultur‹ vermittelt werden. Immer wieder genannt werden etwa die fremden Küchengerüche, die teils aus anderen Wohnungen in die eigene

63 Interview I, UAII, 00:51:55.

64 Vgl. auch Kap. III 4.1.3.

dringen: »Neben uns wohnen TAMILIEN, leider kochen die ganz anders, die haben einfach andere Gewürze und das riecht manchmal schon sehr stark [...], aber die haben halt eine andere Kultur, die essen halt so, da kannst du nicht viel machen«,⁶⁵ erzählt etwa ein Italiener, der seit vielen Jahren in der Telli wohnt.

Eine Isengrind-Bewohnerin, die ursprünglich von den Philippinen kommt, verweist auf unterschiedliche Begegnungskulturen unter Philippinas und Schweizerinnen:

»In der Schweiz musst du immer vorher abmachen. Das ist bei uns nicht so, wenn ich zu meiner Kollegin im anderen Haus gehe, muss ich das nicht [...], ich gehe einfach vorbei und wenn sie zu Hause ist, macht sie die Türe auf. Aber hier musst du immer einen Termin machen. Das ist manchmal auch gut. Du kannst nicht einfach sagen: »Hey, ich bin da, gehen wir einen Kaffee trinken.«⁶⁶

Solche unterschiedlichen Praktiken wahrzunehmen und sich darauf einzustellen, macht einen nicht unerheblichen Teil des nachbarschaftlichen Zusammen- bzw. Nebeneinanderlebens in einem Haus mit einer heterogenen Bewohnerschaft aus. Die Wahrnehmung von Unterschieden und dementsprechende Ausrichtung des Handelns danach, tragen dabei auch zur Produktion von Differenzen bei. Die Diversität verfestigt sich über die Alltagspraxis der Unterscheidung (vgl. etwa Bauman 2000, 176f; Hall 2010, 15f). Diese Unterscheidung bezieht sich meist auf Feinheiten wie unausgesprochene oder unreflektierte Gewohnheiten; Phänomene, die weniger direkt sprachlich-logisch zum Ausdruck gebracht, sondern über atmosphärische, olfaktorische oder habituelle Eigenarten wahrgenommen werden. Es handelt sich um kleine alltägliche Details, die zugleich aber komplexe Zusammenhänge eröffnen, da sie auf unterschiedliche Lebensstile oder Vorstellungswelten verweisen. Wo diese »feinen Unterschieden« – um einen Begriff von Pierre Bourdieu aufzunehmen (Bourdieu 1982) –, wahrgenommen und geschaffen werden, bleiben die Kontakte oft sehr oberflächlich. Dies ist nach Bourdieu ein Grund, warum räumliche Nähe nicht automatisch zu sozialer Nähe führt (Bourdieu 1997 (1993), 165). Folgendes Zitat aus einem Interview mit einer jüngeren Schweizer Familie beschreibt anschaulich, wie dieser Mechanismus erfahren wird:

»Wir haben schon Kontakt, aber es bleibt meistens ein bisschen oberflächlich. Zum Teil auch weil man mit der Sprache halt nicht mehr weiterkommt. Und es ist zum Teil einfach auch eine andere Welt, die spannend ist zum dran schnuppern. Aber manchmal bin ich froh, wenn

65 Interview III, Telli, 00:27:17.

66 Interview IV, UAII, 01:05:35.

ich wieder nach Hause kann und wieder mein Bekanntes habe. Also dort, wo die Kontakte tiefer gehen, sind es schon meist Schweizer. Aber ich denke, es müsste nicht sein.«⁶⁷

Auch wenn ein gegenseitiges Interesse besteht oder man sich freundlich zugeneigt ist, ergeben sich keine tieferen Gespräche oder engeren Kontakte wie mit Gleichgesinnten. Diese werden hier mit Bezug auf das Herkunftsland als »schon meist Schweizer« beschrieben, soziale Ungleichheiten – die in Bourdieus Theorie bestimmend sind – werden nicht thematisiert. Die Bewohnerin, die im Laufe des Interviews immer wieder für Offenheit und Verständnis für andere Lebensweisen plädiert, verweist hier auf eine Distanz, die im Nachbarschaftskontext durchaus auch geschätzt wird. Der Alltag ist angesichts der vielen Anforderungen, die sich durch Erwerbsarbeit und Familienleben stellen, meist schon ausgelastet. Das Fremde kann zwar für ein »Beschnuppern« spannend sein, strengt aber auch an und zurück in die »vertraute eigene Welt« zurückkehren zu können, wird als Erleichterung erlebt.

5.3.4 »Andere Kulturen«: Imagination und Widerspruch

Der Umgang mit (wahrgenommenen und geschaffenen) Differenzen in der Nachbarschaft kann anspruchsvoll und anstrengend sein. Eine interviewte Liegenschaftsverwalterin beobachtet, dass die Tendenz seine Freizeit am liebsten mit Menschen zu verbringen, mit denen man dieselbe Herkunft teilt, auch mit Bezug auf kleinräumliche Lokalisierungen greifen kann:

»Die türkische Bevölkerung, die hat ihre Treffpunkte und ihre Bezugsfeste und bei den Jugoslawen ist es auch so, oder dann gibt es muslimische Veranstaltungen [...], jedenfalls machen die Leute meist nicht was für die Siedlung, sondern mit ihren Leuten, mit denen sie kulturell schon gut auskommen. Weil Freizeit heißt, sich nicht anstrengen, und nicht anstrengen tut man sich eigentlich am meisten mit den Leuten, mit denen man einen natürlichen Bezug hat. Das beginnt schon im Kleinen. Ich bin immer wieder erstaunt darüber, dass sich die Bündner in der Stadt Zürich kennen [...] oder plötzlich schaust du dir die Freundschaften etwas genauer an und dann merkst du, das sind ja alles St. Galler.«⁶⁸

Dass es in den Überbauungen verschiedene Gruppierungen gibt, die sich aufgrund gemeinsamer Bezugspunkte besser kennen und treffen, wird auch in verschiedenen Bewohnerinterviews thematisiert. Diese werden wie im Zitat oben oft als »natürliche Bezüge« von unterschiedlichen Kulturen imaginiert, wobei gemäß der, mit der kulturellen Differenzierung einhergehenden, Gleichsetzung von »Kultur« mit natio-

67 Interview II, Telli, 01:02:18.

68 Gruppeninterview LVZ UAII, 01:08:35.

nalen oder ethnischen Zugehörigkeiten insbesondere die großen Einwanderergruppen in den Siedlungen angesprochen werden. Jugendliche, die seit ihrer frühen Kindheit in der Telli wohnen, deren Eltern aber aus verschiedenen Ländern in die Schweiz eingewandert sind, erzählen im Interview von Veranstaltungen und Feiern von Einwanderergruppen:

»Es gibt oft Verlobungsfeiern oder Geburtstagsfeiern von Bosniern oder so im GZ [...], dann versammeln sich schon recht viele. Da können auch andere kommen, aber weil die Jugoslawen halt so vernetzt sind, wenn ich so sagen darf, kommen halt schon viele.«⁶⁹

Auch in Unteraffoltern II wird der Gemeinschaftsraum insbesondere von Gruppen genutzt, die gemeinsame familiäre oder translokale Bezugspunkte teilen. Der Gemeinschaftsraum wird dabei auch zum Treffpunkt für Feierlichkeiten und Veranstaltungen von sozialen Netzwerken, die sich über die Siedlungen hinaus erstrecken. So stellt etwa eine ältere Isengrind-Bewohnerin fest:

»Eigentlich brauche ich den Gemeinschaftsraum nicht. Ich habe den Eindruck, das sind mehr Familien, oder ja, ganze Sippschaften oder wie man sagen soll von... ja, von asiatischen Leuten oder Moslemleuten oder so [...]. Das sieht man oft, dass sie am Sonntag oder so da zusammen kochen und Sachen machen. Und da kommen natürlich auch Besucher von auswärts, die sich dann alle hier treffen.«⁷⁰

Während einige Gruppierungen der Bewohnerschaft im Gemeinschaftsraum zusammen kochen, essen und feiern, nutzen andere den Raum kaum. Über Begriffe wie »Sippschaften« oder »Moslemleute«, die einen vereinfachenden und pejorativen Beigeschmack haben, lässt sich in der obigen Interviewaussage auch eine Distanzierung gegenüber diesen Gruppierungen herauslesen. Eine Thematik, die an anderer Stelle auch mit einem Gefühl des Ausgeschlossen-Seins begründet wird. Angesprochen wird dabei eine Exklusion, die weniger in der Interaktion mit Einzelnen, als mehr in der Begegnung von einer Einzelperson mit einer Gruppe erfahren wird. So erzählt die Bewohnerin weiter:

»Ich stelle auch fest, das soll jetzt nicht negativ sein, aber wenn ich mit einer Moslemfrau alleine bin, dann redet sie mit mir und grüßt, aber sobald sie innerhalb von einer Gruppe dort unten sitzt und ich vorbeigehe und Grüezi sage dann wendet sich niemand. Also ich fasse es nicht persönlich auf, aber wie wenn sie einfach zusammengehören und keine der anderen ver-rät, dass sie [...]. Also eine Nachbarin hat mir neulich Zucchetti aus ihrem Garten geschenkt,

69 Ebd., 01:03:23.

70 Interview II, UAII, 01:26:07.

aber das geschieht irgendwie wie ein wenig im Geheimen [...]. Ich denke es wäre komisch wenn ich mich auch hinuntersetzen würde, weil, es sind sonst einfach alle andere Nationen, die Schweizer sitzen kaum unten zusammen.«⁷¹

Es sind komplexe Abgrenzungsdynamiken, die hier angesprochen werden. Sie äußern sich aus Sicht der älteren, alleinstehenden Schweizerin nicht nur in einem nicht erwiderten Gruß, sondern auch darin, dass sie sich in den gemeinsamen Siedlungsräumen, die durch die Gruppe der für sie fremden Bewohnerinnen genutzt oder angeeignet werden, fehl am Platz fühlt. Die Gruppe erscheint in dieser Aussage als homogen und nur schwer zugänglich. Eine unkomplizierte Begegnung würde zu viel Überwindung kosten und ist auch nicht gewollt. Mit der Kontrastierung ›andere Nationen‹ vs. ›Schweizer‹ wird ein Gegensatzpaar angesprochen, das für die befragte Bewohnerin Wirkmacht hat. Es verweist aber auch auf eine mentale Barriere, die den Austausch und ein unvoreingenommenes Zugehen auf ›Andere‹ erschwert. Die von Verwaltungen, Sozialarbeitenden oder Siedlungs- und Quartiervereinen organisierten Siedlungsaktivitäten zielen darauf ab, solche Barrieren etwas abzubauen und Veranstaltungen für die ganze Bewohnerschaft anzubieten. Dies ist aber ein anspruchsvolles Unterfangen, das unter der Bewohnerschaft nicht unbedingt auf Resonanz stößt.⁷² Es gibt zwar außerhalb der offiziellen Organisation ein reges Sozialleben in der Siedlung, das aber weniger die Interessen der Gesamtnachbarschaft als mehr diejenigen einzelner Gruppierungen anspricht. Die organisierten ›traditionellen‹ Siedlungsfeste werden von zugewanderten BewohnerInnen oft nicht besucht.⁷³

Das in dem Zusammenhang auftauchende Narrativ zu den sich teils abschottenden Gruppen von Menschen ›anderer Kulturen‹ in den Siedlungen, geht von der Annahme aus, dass MigrantInnen mit derselben Nationalität oder Herkunft eine ethnische (mit Bezug auf ›den Islam‹ auch religiöse) Gemeinschaft bilden. Damit einhergehend wird der heterogene, veränderbare und fluide Charakter von menschlichen Identitäten, Praktiken und sozialen Verbindungen ausgeblendet bzw. nicht erkannt (Glick Schiller/Caglar 2011, 65). So erstaunt es nicht, dass die befragten MigrantInnen diesem Narrativ teils auch widersprechen. Ein türkisches Ehepaar,

71 Interview II, UAII, 01:13:59.

72 So etwa der Isengrind-Hauswart: »Wir müssen mit Leuten, die aus anderen Kulturen kommen zusammenarbeiten. Die Türken zum Beispiel haben schon miteinander ein Grüppchen oder die Jugoslawen teilweise [...], aber wenn wir ein Fest organisieren, dann kommen die Türken so gesagt nie, oder auch Leute aus dem asiatischen Raum. Und das ist etwas schade, oder, weil wir bemühen uns wirklich.« (Gruppeninterview LVZ UAII, 01:02:34)

73 Vgl. Kap. III 4.1.3 und 4.2.

das schon seit 20 Jahren im Isengrind wohnt, differenziert im Interview das Bild einer sich abschließenden türkischen Gruppe unter der Siedlungsbewohnerschaft aus. Sie bestätigen zwar, dass sie sich gelegentlich mit anderen TürkInnen treffen. Viele davon seien ihnen vertraut, weil sie aus derselben Region der Türkei kommen. Die Frau trifft sich regelmäßig mit anderen zum Kaffeetrinken oder setzt sich bei wärmerem Wetter auch mal zu ihnen nach draußen. Der Mann nutzt gemeinsam mit anderen den Sportplatz. Beide weisen aber auch darauf hin, dass sie dies nur tun, wenn sie gerade Zeit und Lust haben und wehren sich gegen reduzierende Zuschreibungen. Sie verstehen diese Kontakte keineswegs als ausschließlich, da sie genauso gute Kontakte mit NachbarInnen anderer Herkunft haben. Ebenso betonen sie, dass innerhalb von Personengruppen mit derselben Nationalität unterschiedliche Kulturen gelebt werden. Ihre Wertvorstellungen, etwa bezüglich Geschlechterbildern oder Erziehungsvorstellungen, unterscheiden sich von »strenggläubigeren« TürkInnen, die im Isengrind wohnen. In ihren Darlegungen gewichten sie Werte wie Selbstbestimmung, Arbeitsmoral, Freundlichkeit und Respekt gegenüber anderen hoch. Wichtig ist ihnen, dass sich ihre Kinder ganz in der Schweiz integrieren können und es hier zu »etwas bringen«:

»Wir sind mehr schweizerisch. Wir sind auch Moslem, aber wir sind offener. Die sind verschlossener, weißt du, die haben halt nicht mit jedem Kontakt [...] die haben ein anderes Bild und wir haben andere Bilder. Sie sind einfach strenger, strenggläubiger, ja [...] ich würde meiner Frau nie sagen, rede nicht mit Männern, oder rede nicht mit meiner Frau oder so. Der Kontakt ist offen oder. Die Kinder werden bei denen strenger erzogen, meine Kinder haben alles gemacht, was Schweizer Kinder auch machen und mein Sohn hat eine Lehre gemacht und hat jetzt eine gute Stelle.«⁷⁴

Es ist in ihrem Verständnis bedeutsam, dass sie »mit allen gut auskommen«. Dazu gehören auch gute Nachbarschaftskontakte, die sie – unabhängig von der Herkunft einer Person – vor allem aufgrund von gegenseitiger Sympathie pflegen wollen. Die Aussage nun »in der Schweiz zu Hause zu sein« und sich demnach als Person auch nicht mit einem Herkunftsland gleichsetzen zu lassen, findet sich auch in anderen Interviews. Besonders anschaulich wird diese Distanzierung etwa in einem Interviewdialog eines italienisch-schweizerischen Ehepaars dargelegt, das seit beinahe vierzig Jahren in der Telli wohnt. Für den älteren Mann, der sein ganzes Erwachsenenleben in der Schweiz verbracht hat, gibt es nicht mehr viel, das ihn an seinen Herkunftsort bindet, es gibt kaum noch Angehörige. Im Gegensatz zu seiner Schweizer Frau, die die klimatischen und kulinarischen Qualitäten unvoreingenommen genießen kann, sind für ihn die Ferien in Italien angesichts von Missstän-

74 Interview V, UAH, 00:49:12.

den, die ihm auffallen, nur bedingt erholsam. In der Schweiz besuche er zwar gelegentlich die organisierten Veranstaltungen des *circolo italiano*, rege sich dort aber relativ schnell auf. Er distanziert sich von Landsleuten, die zu sehr in herkömmlichen Mustern verhaftet geblieben seien, von denen er sich emanzipiert und verändert habe.⁷⁵

Diese Beispiele verdeutlichen, dass es in den Überbauungen zwar ethnische Gruppenbildungen gibt, sich aber nicht alle MigrantInnen derselben Herkunft ihnen gleich zugeneigt sehen. Praktiziert werden oft – wie etwa aus dem zitierten Interview mit dem türkischen Paar hervorgeht – eine pragmatische und partielle Teilhabe an Gruppenaktivitäten mit anderen Menschen derselben Herkunft, die insbesondere dazu genutzt werden, sich in seiner Muttersprache unterhalten zu können, ansonsten aber auch einen flüchtigen oder distanzierten Charakter tragen. Für die Betrachtung der Nachbarschaften ist es demnach wichtig, nicht voreilig vereinfachende Bilder von homogenen Gemeinschaften von MigrantInnen aufzugreifen, sondern die vielschichtigen und biografisch unterschiedlichen Migrations- und Integrationserfahrungen zu berücksichtigen. Diese Erfahrungen werden von vielen Faktoren beeinflusst, wobei die Bildung (und Anerkennung der Bildungsabschlüsse im Einwanderungsland), Sprachkenntnisse, Einkommen und soziale Schicht, Geschlecht, Phänotyp und Hautfarbe sowie Alter, Lebensphase und familiäre Situation wichtige Dimensionen darstellen.

Diese Differenzierung fehlt oft in der alltäglichen Betrachtung gegenüber BewohnerInnen mit ausländischer Herkunft. Ob das Selbstverständnis »in der Schweiz zu Hause zu sein«, in der Nachbarschaft auch respektiert und geschätzt wird, ist eine andere Frage. Mit den problemorientierten Diskursen von »den vielen Ausländern« in den Überbauungen werden implizit oder explizit auch Feindlichkeiten transportiert.

5.3.5 Fremdenfeindlichkeit

Die Angst vor dem Fremden ist in der Schweiz ein gesamtgesellschaftliches Thema, das von rechtspopulistischen Kreisen gezielt gefördert und instrumentalisiert wird. Wie der Soziologe Kurt Imhof feststellt, gehört »die erfolgreiche Problematisierung des Fremden seit der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre zum wichtigsten politischen Thema überhaupt« (Imhof 2011, 1f).⁷⁶ Die Vorbehalte und Vorurteile, die in frem-

75 Interview III, Telli, 00:20:59.

76 Identitätspolitische Referenden und Initiativen, die mit ressourcenstark finanzierten, fremdenfeindlichen Kampagnen einhergehen und die Angst vor dem Fremden bedienen, waren und sind im direktdemokratischen System der Schweiz immer wieder erfolgreich (Buomberger 2004).

denfeindlichen Diskursen transportiert werden, machen sich auch in den Siedlungen mit sehr heterogener Bewohnerschaft bemerkbar, wie in der Gleichsetzung von ›Ausländersiedlungen‹ mit ›Problemorten‹. Diese Problematisierung ist nicht nur in der Außenzuschreibung, sondern auch in den Siedlungen selbst eine Realität.⁷⁷ In den Interviews mit BewohnerInnen ausländischer Herkunft wird verschiedentlich von Erfahrungen mit Fremdenfeindlichkeit berichtet. So meint etwa ein Bewohner, der ursprünglich aus Sizilien kommt:

»Ich muss sagen, es gibt Leute, die schon etwas rassistisch sind [...], ein Teil der Schweizer, die sagen, ›ja, die blöden Ausländer‹. Und zu mir sagen sie ›aber du bist kein Ausländer, du bist Schweizer‹, dann sage ich: ›Nein ich bin auch Ausländer.‹«⁷⁸

Fremdenfeindlichkeit wird gemäß dieser Aussage weniger am eigenen Leib erfahren als in Alltagsgesprächen beobachtet. Deutlich wird dabei, dass mit der Setzung einer Ausnahme im persönlichen Kontakt (›du bist kein Ausländer‹) die generalisierende Diskreditierung auf unbekannte Andere ausgelagert wird. Mit der Betonung selbst Ausländer zu sein, verweist der Interviewpartner nicht nur auf seinen bürgerrechtlichen Status, sondern legt mit seinem Widerspruch den hypokritischen Kern einer solch unüberlegt xenophoben Haltung offen und solidarisiert sich mit den Diskreditierten. Andere InterviewpartnerInnen erzählen von direkt und persönlich erfahrenen Feindlichkeiten im Nachbarschaftskontext. Verschiedentlich wird von der Erfahrung erzählt, aufgrund des Status als ›AusländerIn‹ unter Generalverdacht zu stehen oder bei anstehenden Störungen oder Problemen zu Unrecht belastet zu werden. So folgendes Zitat:

»Es gibt eine Frau hier, die bekannt dafür ist, schwierig zu sein. Sie redet einfach nie mit Ausländern. Ich wohne zwar schon seit acht Jahren hier, aber sie hat nie, nie mit mir geredet. Und sie grüßt auch nicht zurück. Und wenn sie etwas sieht, das ihr nicht passt, ärgert sie sich: ›Das glaube ich einfach nicht, diese Ausländer machen eine Sauerei‹ und so [...], aber einmal ist sie zu mir gekommen wegen der Waschküche: ›Kommen Sie!‹ und ich habe mich wie ein kleines Kind gefühlt, ›mein Gott, was ist denn das für eine Person?‹, ›Gehen Sie hinauf. Nehmen Sie Ihre Wäsche raus und putzen Sie!‹ [...] Nur das war gar nicht meine Wäsche, aber das hat sie mir nicht geglaubt [...]. Eine andere Frau, eine Schweizerin, hat mir dann geholfen. Und da habe ich für mich gedacht: ›Ich gehe weg von diesem Gebäude.‹ Du probierst

77 »Klar, hörst du immer wieder gerade von Schweizern: ›Oh, die Ausländer und so. Und politisch wird hier tendenziell rechts abgestimmt [...] Aber man muss sich und tut sich arrangieren mit dem, was eben ist, weil eigentlich ist es einem wohl hier.« (Gruppeninterview GZ Telli, 01:03:36)

78 Interview III, Telli, 00:40:25.

immer nett und lieb zu sein, aber bei diesen Leuten funktioniert das einfach nicht [...], das sind strenge Leute. Aber das musst du akzeptieren.«⁷⁹

Dieser Interviewausschnitt legt verschiedene Aspekte dar, wie Fremdenfeindlichkeit in nachbarschaftlichen Alltagssituationen erlebt wird. Die Situationen laden sich meist an kleinen Regelverstößen oder Abweichungen von den geltenden Normen in den halböffentlichen Räumen auf – wie bspw. einer zu lange liegen gelassenen Wäsche –, für die als erstes ›die Ausländer‹ verdächtigt werden. In die Sündenbock-Rolle gedrängt, gilt es für die Betroffenen, sich immer wieder erklären zu müssen. Auf diese Erläuterungen wird aber oft gar nicht eingegangen, vielmehr geht es für die Anklagenden darum, im Recht zu sein und die anderen zurechtzuweisen. Dies erfolgt über eine unfreundliche, herrische Kommunikation, die mit einer Herabsetzung einhergeht – hier als Erfahrung erzählt, »wie ein kleines Kind« heruntergekanzelt worden zu sein. Als weitere Strategien der fremdenfeindlichen Ablehnung werden die Nicht-Erwidern eines Grußes oder das Nicht-Eingehen auf Kommunikationsinitiativen eingesetzt. Die feindliche Haltung erscheint der Betroffenen wie eine unüberwindbare Mauer. Sie könne noch so freundlich sein, das seien einfach »strenge Leute«. Diese Art der Feindlichkeit stellt eine große emotionale Belastung im Alltag dar. Es ist ein Gefühl des Unwohl- und Unwillkommen-Seins das auch an Umzug denken lässt. Angesichts der anderen Qualitäten, die sie sonst in ihrer Wohnsituation sieht, wie auch der aktuellen Wohnungsnot in Zürich arrangiert sich die Interviewpartnerin aber mit der Situation. So erzählt sie von Strategien, die es ihr ermöglichten, mit solchen Schikanen umzugehen. Sie versuche »zu akzeptieren«, solche Angriffe nicht zu nahe an sich herankommen, andere einfach sein zu lassen und ihre Energie auf Wichtigeres zu lenken. Die Schwierigkeit dabei ist, dass die Konfrontation mit fremdenfeindlichen Äußerungen nicht planbar und so auch nicht umgehbar ist. Vielmehr tauchten diese »plötzlich aus heiterhellem Himmel« auf, wie etwa junge ›Secondos‹, die in der Telli aufgewachsen sind, in einem Gruppeninterview darlegen:

»B3: Vor zwei, drei Monaten hat so ein kleiner Junge, ein Albaner, sein Velo kurz mitten auf dem Weg abgestellt, weil er meinen Hund gesehen hat und den streicheln wollte. Und dann kommt ein alter Mann. Und der hat mich früher als ich klein gewesen bin, auch oft weggejagt, so: ›Was machst du da für Scheiß, du Scheißausländer‹. Und ich hasse das, wenn einer so ist. Und vor allem ein 60-Jähriger gegen einen Sechsjährigen [...]. Das sieht man aber schon noch ab und zu

B1: Aber das sind einfach eingeschränkte Leute, oder, die nur so durchs Leben gehen, die gibt es überall, glaube ich, nicht nur in der Telli. [...]

79 Interview IV, UAII, 00:59:04.

B2: Man ist auch viel am Arbeiten und kommt nach Hause und hat eigentlich anderes zu tun als für solche Leute ein Problem darzustellen. Wenn wir da sind, stören wir ja niemanden.«⁸⁰

Sich in seinem Wohnumfeld, am Ort, wo man zu Hause ist, mit fremdenfeindlichen Aggressionen auseinandersetzen zu müssen, ist nicht einfach. Das Schwierige für die Betroffenen ist, als ›Ausländer‹ schubladisiert und mit Stereotypen und Animositäten konfrontiert zu werden. Über fremdenfeindliche Äußerungen wird ein Problem auf sie abgewälzt, das eigentlich nur in den Köpfen der anderen besteht. In den Interviews wird aber verschiedentlich betont, dass es sich bei den NachbarInnen, die sich offen fremdenfeindlich zeigen, um einige wenige Personen handle. Sie seien in den Überbauungen als schwierige Persönlichkeiten bekannt und hätten meist selbst mit verschiedenen Problemen oder Frustrationen zu kämpfen.

Fremdenfeindlichkeit nimmt aber lange nicht immer so einen offensiv-aggressiven Charakter an, wie im Dialog oben dargelegt, sondern erscheint oft auch in impliziteren Formen, etwa in einer latenten Ablehnung. Dies wird dann weniger als Gewissheit, denn als schwer fassbare Empfindung wahrgenommen: »Ich habe bei einigen einfach das Gefühl, sie haben etwas gegen Ausländer, auch wenn sie nichts sagen, aber die meisten sind nicht so zum Glück.«⁸¹

Die Feststellung, dass es sich bei Fremdenfeindlichkeiten um Ausnahmen handle, geht in den Interviews meist einher mit der Argumentation, dass die Pluralität der Bewohnerschaft in der Regel zu mehr Offenheit und Toleranz führe. So meint etwa ein türkischer Mann, der seit vielen Jahren im Isengrind wohnt, dass das Leben in einer großen Stadt dazu beitrage, dass Menschen an Vielfalt und Differenz »gewöhnt« und dementsprechend weniger fremdenfeindlich bzw. weltoffener seien als in homogeneren Siedlungsstrukturen.⁸² Eine Bewohnerin der Telli skizziert die Weltoffenheit gar als besondere Qualität ihrer Nachbarschaft.⁸³

Verschiedentlich wird erwähnt, dass es sich bei den Einstellungen gegenüber dem Fremden auch um eine Generationenfrage handle. So sagt ein jüngerer Bewohner:

80 Interview IV, Telli, 00:59:37.

81 Interview VI, Telli, 00:05:06.

82 »Also Zürich ist eine Großstadt und ich habe hier noch nie Probleme gehabt wegen Rassismus [...] Ich habe mal in einem kleinen Ort in Obwalden gearbeitet. Die Leute dort, die schauen misstrauisch und grüßen einen nicht [...] Aber hier ist man sich gewohnt, dass Leute aus vielen verschiedenen Ländern kommen. Die Welt gehört allen [...] und das ist auch gut so« (Interview V, UAII, 01:08:22).

83 Interview III, Telli, 00:39:57.

»Das Abstempeln von Ausländern ist eigentlich vor allem ein Problem von älteren Leuten [...]. Das ist auch, weil die noch in einer anderen Generation gelebt haben, mit noch anderen Weltansichten und so. Mittlerweilen sieht es ja anders aus.«⁸⁴

Eine Italienerin, die Ende der 1960er-Jahre in die Schweiz eingewandert ist, veranschaulicht diesen Wandel der Weltbilder folgendermaßen:

»Als ich das erste Mal in die Schweiz gekommen bin, das war ganz anders. Wenn ich heute meinen Kindern erzähle, wie das in der Schweiz war, dann glauben die mir nicht. Ich selber glaube es nicht [...]. Heute bist du freier. Und die Menschen sind freundlicher mit Ausländern, früher gab es schon auch ein bisschen Rassismus. Ich muss nicht viel dazu sagen, aber das war schon so. Und warum ist es heute offener? Weil es auch viele Ausländer gibt hier. Die Kinder sind zusammengewachsen.«⁸⁵

Die wahrgenommene Öffnung der Gesellschaft in den letzten 40 Jahren hängt auch mit den sich ausdifferenzierenden Lebensstilen und der Migration in die Schweiz zusammen. Die Präsenz von »vielen Ausländern« in der Nachbarschaft kann zu Ablehnung und Fremdenfeindlichkeiten führen, hat aber auch das Potential vorurteilsbehaftete Denkmuster aufzubrechen. Eine wichtige integrierende Kraft können dabei Kinder spielen, die hier zusammen aufwachsen. Eine jüngere Telli-Bewohnerin stellt diesbezüglich etwa fest, dass Kinder die Zuschreibungen des »Fremden« oder »Anderen« im gemeinsamen Spiel aufnehmen und so teils auch ins Scherzhafte übertragen:

»Die Kinder spielen jeweils zusammen Weltreise. Dann fahren sie mit den Velos rum und rufen: »Komm, wir gehen in die Türkei!« Und alle: »Yeah, Türkei!« Und dann fahren sie hinter ein Hügelchen [...]. Ich habe nie Bandenkriege beobachtet zwischen verschiedenen Nationen. Also wenn, dann gemischt. Ich habe schon erlebt, wie ein Kind zum anderen gesagt hat: »Hey Christ!« Und der andere sagt zu ihm: »Hey Muslim!« Und dann haben sie gelacht, sie nehmen das einfach so auf und meinen das lustig, ja.«⁸⁶

Durch den täglichen Austausch der Kinder in Schule und Freizeit verlieren die Differenzen an Bedeutung: »Unter uns (Jungen) haben wir einfach Kontakt miteinander, da spielt es keine Rolle, welche Nationalität jemand hat«,⁸⁷ sagt etwa ein junger

84 Interview IV, Telli, 01:02:39.

85 Interview III, UAII, 02:02:00.

86 Interview V, Telli, 00:46:08.

87 Interview IV, Telli, 01:02:19.

Mann. Diese Einschätzung kann auch als Indikator für eine gelungene Integration im nachbarschaftlichen Gefüge gedeutet werden.

5.4 DISKURSE ÜBER INTEGRATION

Im Diskurs zur Heterogenität der Siedlungsstrukturen lassen sich zwei divergierende Argumentationsmuster erkennen. Das eine fokussiert – wie im vorigen Kapitel ausgeführt – auf Differenzen, das andere nivelliert oder relativiert diese über den Blick auf universale anthropologische Gemeinsamkeiten. Im ersten Argumentationsmuster wird kulturelle Differenz als Wirklichkeit wahrgenommen, respektiert und auch als Bereicherung und Chance betrachtet. So ein jüngerer Bewohner: »Die Schweiz wäre auch irgendwie langweilig ohne Ausländer, jeder hat irgendwas Interessantes, du kannst von allen etwas lernen und kannst ganz Verschiedenes kennenlernen.«⁸⁸ Oder eine Interviewaussage einer älteren Bewohnerin: »Multikulti ist manchmal besser als wenn alle gleich sind [...], es gibt Austausch und man lernt auch immer etwas dazu. Man darf einfach nicht negativ sein, man muss auf diese Leute auch zugehen.«⁸⁹ Integration heißt in diesem Verständnis, dem Gegenüber unvoreingenommen zu begegnen und bereit sein voneinander zu lernen, aber auch andere Normen oder Konventionen zu erkennen und zu respektieren. So erzählt beispielsweise eine Bewohnerin des Isengrind, dass sie sich immer zu erkennen gebe, wenn sie bei einer kopftuchtragenden muslimischen Nachbarin klinge, damit diese nicht extra das Kopftuch anziehen müsse.⁹⁰ Zugleich meint sie: »Viele sagen ja, hier hat es viele Ausländer. Aber ich muss sagen, ich habe keine Probleme deswegen, ich bin neutral. Ich bin selber Ausländer, für mich sind alle Leute gleich. Überall gibt es gute Menschen und schlechte Menschen.«⁹¹

Mit dieser Aussage fokussiert die Bewohnerin, die als junge Frau aus Süditalien in die Schweiz ausgewandert ist, auf das Verbindende: Wir sind alle Menschen und als solche letztlich »alle gleich«. Es ist eine Begründung, die sie gezielt den Problematisierungen der »vielen Ausländer« in ihrer Überbauung entgegenhält. Diese Argumentation wird insbesondere von Personen aufgegriffen, die biografisch selbst eine Migrationsgeschichte haben und die genug davon haben, sich in stereotypen oder negativen Repräsentationen wiederzufinden. Gemäß einem humanistisch-universalistischen Weltbild betrachten sie die Menschen als über gleiche Rechte und Bedürfnisse miteinander verbundene individuelle Persönlichkeiten. So meint

88 Interview V, Telli, 01:00:47.

89 Interview III, Telli, 00:53:37.

90 Interview III, UAII, 01:00:08.

91 Ebd., 00:44:05.

etwa eine jüngere Frau, die als Kind mit ihrer Familie in die Schweiz eingewandert ist:

»Ich habe mich daran gewöhnt, dass es hier ganz viele verschiedene Nationalitäten gibt. Ich sehe nicht mehr, ob der jetzt das oder jenes ist. Ich sehe einfach, wie jemand charaktermäßig ist. Und wenn es passt, dann passt es. Und wenn nicht, dann eben nicht.«⁹²

Dies entspricht einer Haltung, gemäß der Unterscheidungen und kulturelle Zuschreibungen in den Hintergrund rücken und die Bereitschaft sich auf die Gemeinsamkeiten, aber auch die individuellen Eigenarten einer Person einzulassen, wichtiger wird.

5.4.1 Vom Umgang mit Vielsprachigkeit im Wohnumfeld

Eine besondere Bedeutung für den Austausch und die Verständigung in einer heterogenen Nachbarschaft kommt der Sprache zu. Fehlende Sprachkenntnisse erschweren die Kommunikation unter NachbarInnen, wie in den Interviews immer wieder betont wird:

»Der Herr X ist schon lange in der Schweiz und redet Deutsch wie wir und mit dem redet man natürlich auch [...] und die Frau Y ist eine, die sich überhaupt nicht akklimatisiert hat, die kann nach all den Jahren noch nicht Deutsch [...] und dann sagt man ›Guten Tag‹ und das Nötige und nur nicht mehr, weil sie es einfach nicht versteht [...], aber das ist in Ordnung, wenn sie nicht will. Ich finde, man muss doch diese Freiheit dem Einzelnen lassen.«⁹³

Eine ältere Schweizer Bewohnerin thematisiert das Erlernen der deutschen Sprache in dieser Aussage als individuelle Wahl, die zu respektieren sei. Bewusst wendet sie mit fremdsprachigen NachbarInnen eine kommunikative Strategie an, die ein gegenseitiges Verständnis ohne große Anstrengungen ermöglicht. Ein solch pragmatischer Umgang mit der Sprache scheint im nachbarschaftlichen Austausch verbreitet zu sein. Wenn sich NachbarInnen aus verschiedenen Herkunftsländern miteinander unterhalten, ist die gemeinsame Sprache Hochdeutsch. Die Relevanz des Erlernens der deutschen Sprache wird zwar verschiedentlich betont, zugleich stellt man sich in nachbarschaftlichen Alltagsgesprächen aber auch auf die unterschiedlichen, teils auch mangelnden Sprachkenntnisse anderer ein, denen nach Möglichkeit mit kleinen Übersetzungsdiensten entgegengekommen wird. So erzählt etwa eine türkische Frau:

92 Interview VI, Telli, 00:05:46.

93 Interview I, Telli, 01:11:04.

»Wir haben Kontakt mit Leuten von ganz verschiedenen Ländern und wir sprechen Deutsch miteinander [...] wenn ich mit einer Nachbarin Deutsch spreche und eine andere Türkin ist dabei und versteht es nicht, dann übersetze ich es ihr nachher.«⁹⁴

Oft übernehmen auch Kinder Übersetzungsaufgaben, was nicht unproblematisch ist, wenn diese selbst Teil eines Konfliktes sind.

Die offizielle Haltung der Verwaltungen – und dies deckt sich mit der Integrationspolitik des Bundes⁹⁵ – plädiert für die gemeinsame Sprache Deutsch (bzw. des jeweiligen Landesteils), an die sich Fremdsprachige anzupassen, sprich diese zu lernen hätten. So eine Bewirtschafterin auf die Frage, ob sie wichtige Informationen auch in Fremdsprachen kommunizieren würden:

»Ich bin immer noch der Meinung, man lebt in der Schweiz, in der Deutschschweiz, ja. Und da muss sich der andere anpassen, also ich bin da strikt. Wenn überhaupt eine andere Sprache, dann wäre es eine andere Landessprache. Überall bieten sie Deutschkurse an, dann kann es doch nicht sein, dass wir dem entgegenwirken.«⁹⁶

Im alltäglichen Kontakt stehen jedoch häufig weniger solche assimilatorischen Grundsatzprinzipien als pragmatische Verständigungsstrategien im Vordergrund. So meint etwa der Hauswart von Unteraffoltern II: »Wenn Mieter zu mir kommen, ich kann mit allen sprechen. Irgendwie verstehen wir uns immer, oder irgendwer spricht sonst immer Deutsch.«⁹⁷ Eine solche Haltung erfordert Flexibilität und Offenheit, trägt aber letztlich auch zu mehr gegenseitigem Verständnis bei.

94 Interview V, UAII, 00:59:00.

95 So aus dem Bundesgesetz über die Ausländerinnen und Ausländer: »Es ist erforderlich, dass sich Ausländerinnen und Ausländer mit den gesellschaftlichen Verhältnissen und Lebensbedingungen in der Schweiz auseinandersetzen und insbesondere eine Landessprache erlernen.« (AuG vom 16.12.2005, Art. 4, Abs. 4 [Integration]).

96 Gruppeninterview Wincasa, 01:29:54.

97 Gruppeninterview LVZ UAII, 01:08:21.